

Ein musikalisches Genie.

Humoresk von Eugen Feuzberg.

Der Rentier Schneberger ist ein großer Musikant. Ob er sich in einem Bilde-Gongerte befindet oder den Tönen eines bestimmten Leierlaufs lauscht, gilt ihm eins, sobald er nur Musik hört, ist er bezaubert und überflutet. Zu seinem größten Leidwesen ist es ihm in seiner Jugend nicht vergönnt gewesen, sich der edlen Frau Musica zu widmen; denn sein Vater, ein biederer Gerbermeister, hatte ihm bei der ersten pädagogischen Unterweisung den unglücklichen Haarmuschel geliebt, daß er es vorzog, nie wieder darauf anzuspielen. Wenn er jetzt daran denkt, entringt sich ihm unüberwindliche Dornen in den Weg. Denn seine Frau erklärte ihm nach zwei Tagen in einer Rede, die genau eine Stunde und achtundfünfzig Minuten dauerte, daß sie, falls dieses entsetzliche Wimmern nicht aufhörte, sich sofort von ihm scheiden lassen würde.

Widerstrebend mußte er sich fügen und das Wimmerholz wanderte in die Kumpellammer. Jetzt hatte seine Frau das Zeitliche gesegnet und ihm nur einen einzigen Sohn hinterlassen, den er wie seinen Augapfel liebt. Seine Wege zieht er sich sogar bald von allen Geschäften zurück, um sich der Erziehung des Lieb- lings ganz widmen zu können. Väterer, der nach dem Willen der Mutter, einer Patreerster, den alttestamentarischen Namen „Hob“ erhalten hat, ist ein dicker, phlegmatischer Junge von elf Jahren. Versand besitzt er nicht allzu viel, dagegen einen mächtigen Appetit, wodurch ersterer Mangel ja einigermaßen ausgeglichen wird.

Und trotzdem bleibt sein Vater dabei, daß in dem dicken Jungen ein großes Talent verborgen sei. Aber lassen wir ihn das lieber selbst erzählen, und zwar genau so, wie er es jedem Unglücklichen mittheilt, dessen er habhaft werden kann.

„Ja, mein Väter“, beginnt er stets, „das ist eine wunderliche Geschichte. Siehe also nach dem Hien ganz still in meinem Zimmer, lese eigentlich nicht, sondern dümele so und denke an nichts, da höre ich im Nebenzimmer so'n Gequatsch, so'n Summen. Stehe also auf, schleiche auf den Zehen zur Thür, und was ich sehe, mein Väter? — Sieht mein Hübchen mitten im Zimmer, hat meine alte Gitarre auf den Knien liegen und trägt mit beiden Händen energisch darauf herum! — Das Genie bricht sich instinktmäßig Bahn! Habe ich Ihnen gewinkt, sage ich Ihnen, Fremden- thronen!“

Wobei dem Väterlein aber, der es wagen sollte, hiernach nicht vollständig von dem großartigen Talente Hübchens überzeugt zu sein! Dann drauß Schneberger auf.

„Sooo? Sie zweifeln an dem Talente meines Sohnes, mein Väter? — Natürlich, wenn jemand gar kein Verdienst für Musik besitzt, dann —“

Hier bricht er in seinem Stolz gekränkte Vater ab, wirft dem unglücklichen Jünger seinen verächtlichen Blick zu und läßt ihn gänzlich niedergeschmettert stehen.

Nach Tage nach dieser wichtigen Entscheidung wird Hübchen in ein Musikinstitut gegeben, um sich zum Violinstudium anzubilden. Für die Nachbar- schaft beginnen jetzt Tage der größten Kränze. Hübchen übt! Am ersten Tage großes Erkennen, am zweiten Entsetzen, am dritten Revolution. Die Hausbewohner schicken eine Deputation an Schneberger ab mit der dringenden Bitte, dieses fürchterliche Gequatsch doch baldigst zu beenden. Hübchen quatscht weiter, täglich acht Stunden, und Schneberger sieht dabei und sieht selig lächelnd zu. Die Hausbewohner beschwerten sich beim Wirth. Als alle einstimmig erklärten, auszuweichen, kündigt er Herrn Schneberger die Wohnung. Dieser nimmt das sehr gleichgültig auf und zieht aus. Hübchen quatscht weiter. Der neue Hauswirth will sich das auch nicht gefallen lassen und kündigt. Schneberger lacht verächtlich und fährt fort ein Leben zwischen Ein- und Ausziehen.

So vergeht ein Jahr. Hübchen hat bereits für ein kleines Vermögen Darm- säiten verbraucht, aber leider sehr wenig Fortschritte in seinem Studium gemacht, weil es ihm nämlich absolut an Gehör gebricht. Er selbst hat die ganze Geschichte auch bereits gründlich satt und wird vom Vater nur dadurch zum Leben bewegt, daß Väterer ihm nach vollendetem Studium die schönsten Lederhosen verpricht, worauf Hübchen weiter quatscht. Als der dicke Junge nach unbeschreiblichen Mühen endlich im Leben ist, das Vieh „Freut euch des Lebens“ einigermaßen geläufig zu spielen, giebt Schneberger in der Freude seines Herzens ein splendides Diner, wobei Hübchen sein Brau- vours- lässig muß. Wer beschreibt aber das Entsetzen des braven Rentiers, als nach Beendigung der Biege ihm ein junger Mann anscheinend ganz unbefangenen fragt, was denn das für ein Stiefel

wesen wäre, ob der Naturwalzer oder ein Trauermarsch; er habe es nicht so recht unterscheiden können.

Einige Monate später veranstaltet das Musikinstitut, in welchem sich Hübchen zum künftigen Paganini ausgebildet, eine öffentliche Prüfung. Schneberger befindet sich schon acht Tage vorher in größter Aufregung.

Er schläft nicht, ist nicht und trinkt nicht. Er träumt nur noch von den Erfolgen seines Sohnes. Er sieht sich im Geiste bereits auf dem Podium stehen und mit gerührter Stimme im Namen Hübchens beim Publikum für den ungeheuren Applaus sich bedanken.

Endlich ist der wichtige Tag da. Vor der Hausthür bleibt Schneberger plötzlich stehen und schlägt sich vor die Stirn. Er hat etwas vergessen: Hübchen hat keine Lackstiefel an! — Entsetzlich! Nach Schneberger's Meinung muß jeder Künstler Lackstiefel tragen; schnell also in den Schuhladen dort gegenüber!

Hübchen ist die Sache egal. Statt der Stiefel hätte er lieber etwas Gebaretes. Aber er muß sich fügen. Der Schuhmacher sucht und leitet den ganzen Laden um. Lackstiefel sind in Gülle und Hülle da, aber Hübchens Nummer fehlt. Schneberger schwigt. In zehn Minuten soll das Konzert seinen Anfang nehmen. Endlich hält der Schuhmacher ein paar Stiefel empor. Schneberger atmet auf. Die Stiefel kommen ihm zwar etwas klein vor. Der Schuhmacher streute große Mengen Talkum in das Stiefelpaar, dann muß Hübchen nochmals den Versuch machen, hinein zu gelangen. Er zieht aus Leibkräften, Schneberger zieht, der Schuhmacher zieht. Ein Rud, dann noch einer, und — der zukünftige Virtuose hat Lackstiefel an.

Jetzt macht er einen Versuch und verzicht dabei das Gesicht, als ob er auf spitzen Nadeln ginge. Schneberger ergreift seinen Sohn am Arm und zieht ihn in rasender Eile in das Institut.

Das Konzert hat bereits begonnen. Man weiß die Beiden in ein Neben- zimmer, worin die anderen angehenden Virtuosen unter Herzklopfen und Zähneklappern des Augenblicks harren, wo sie an die Reihe kommen und vom Direktor in den Saal berufen werden. Schneberger nimmt Platz. Den armen Jungen drücken die Stiefel fürchterlich. Vielleicht könnte man sich derelben entledigen, wenn auch nur für einen Augenblick. Ehe er an die Reihe kommt, hat er ja beide Marterfuttermale schon längst wieder an. — So, auch das ist gethan. Damit aber Niemand seinen schubelosen Zustand bemerke, stellt er schlauerweise den Violintasten auf seine Füße und stümpelt nur anscheinend un- befangenen sein Instrument.

Da öffnet sich die Thür zum Saal. Das hagere Gesicht des Direktors erscheint für einen Moment.

Herr Schneberger, schnell, wenn ich bitten darf, Ihr Solo ist dran!“ ruft er und verschwindet wieder.

Hübchen klopft den Violintasten zur Seite und versucht schleunigst in seine Marterfuttermale zu fahren.

Schneberger blüht entsetzt auf das Gebahren seines Sohnes. Er begriff, daß Vorwürfe nur dazu angethan sind, die Situation zu verschlimmern, und beißt sich daher, seinen Sohn zu unterstützen. Vergeblich! Die Gelenke — es sind deren sieben — wollen sich nicht machen und eilen den Beiden zu Hilfe. Da sie nicht können an dem einen Stiefel ansetzen, ziehen sie an Hübchens Rock und Hosen, um ihren guten Willen zu beweisen. Vergeblich!

Die Thür öffnet sich abermals. „Herr Schneberger!“ ruft der Direktor und staut die mehrlöhrige Gruppe an. Dann springt auch er hilffreich hinzu. Jetzt ziehen sie Alle: Hübchen, Schneberger, der Direktor und sieben Gelehrte.

Aber wenn so ein Stiefel eigenförmig ist, dann hilft Alles nichts. Mächtig hört man etwas reißen und bald darauf einen lauten Knall. Hübchen, Schneberger, der Direktor und die sieben Gelehrten ziehen sich verblüfften Miens am Boden. Ein Lackstiefel läßt sich eben so von Rangsch gefallen, aber schließlich reißt ihn doch die Geduld.

Der Direktor rafft sich zuerst auf. „Herr Befese“, wendet er sich an einen der Gelehrten, „bitte, kommen Sie schnell! Sie übernehmen das Solo Schneberger's!“

Dann entfernt er sich, ohne das arme Hübchen auch nur eines Blickes zu würdigen.

Herr Schneberger senior sitzt am Boden wie eine geknickte Pflanze. Seine schönen Hoffnungen sind dahin. Wenn eine Virtuosenlaufbahn schon mit so hohen Anzeichen beginnt, was soll da erst später werden!

Hübchen sagt die Sache bedeutend weniger tragisch auf. Ergeiz ist ihm gänzlich fremd. Er weiß eigentlich nicht einmal, was das ist. Ja, wenn es etwas Schickliches gewesen wäre, hätte es ihn vielleicht mehr interessiert. Ihn durch- zuckt nur die freudige Ahnung, daß er sich jetzt nicht mehr mit den Stiefeln ab- quälen brauche. Er lächelt deshalb vergnügt. Schneberger bemerkt das unglücklicherweise. Seine Verzweiflung verwandelt sich in Wuth. Er möchte meinen, und sein Sohn lacht!

Was dann geschieht, will ich nicht übergeben. Ich kann nur verrathen, daß man aus dem Zimmer ein fürchter- liches Jammergeräusch vernimmt und bald darauf Hübchen sehr geknickt und mit sehr rothen Wangen, die Wöste seiner Violine unter dem Arme, nach Hause schleicht.

Ein Jahr später. Begeben wir uns nach der Wohnung des Herrn Schneberger!

Seltene Töne dringen daraus her- vor. Hübchen übt: aber diesmal nicht auf der Violine, sondern auf einer Klarinette. Und Schneberger sieht dabei und sieht selig lächelnd zu. Seit jenem Unglückstage ist der Rentier auf einmal zu der Ansicht gelangt, daß sein Sohn mehr Talent für Blasinstrumente be- sitze. Deshalb muß Hübchen jetzt die Klarinette malträtiren. Schneberger hat, nachdem sein erster Zorn verdraucht war, bald eingesehen, daß er selbst an dem Fiasco die größte Schuld trug. Hätte er nicht so hartnäckig auf den Lackstiefeln bestanden, dann wäre viel- leicht Alles gut geworden. Er sucht deshalb sein Unrecht an Hübchen wieder gut zu machen, indem er ihn fast zu Tode lüftet.

Eines Tages kommt Väterer etwas niedergeschlagen nach Hause. Auf sein ängstliches Befragen erzählt Schneberger, daß in vierzehn Tagen wiederum eine öffentliche Prüfung stattfinden werde. Hübchen soll eine Biece auf der Klari- nette spielen, und der Direktor selbst will dazu die Klavierbegleitung übernehmen. Schneberger bekommt bei dieser Nach- richt heftiges Herzklöpfen. Wenn nur diesmal Alles gut ablaufen möchte!

Hübchen verspricht ihm das feierlich. Hübchen schenkt der Rentier ihm einen Thaler, stellt ihm noch einen zweiten in Aussicht, wenn er sich brav verhalte, und zieht sich dann endlich etwas beruhigter, an.

Am zwölften Uhr soll die Prüfung statt- finden. Eine halbe Stunde vorher treten Schneberger Vater und Sohn aus ihrer Behausung. Beide haben sich natürlich wieder in Gala geworfen, und der Rentier blüht mit Verfriedigung auf die neuen Lackstiefel seines Sohnes, die diesem für den heutigen Tag extra angefertigt sind und vortreflich passen. Doch trotzdem will eine gewisse Belüm- mung nicht von ihm weichen. Er hat so eine eigenthümliche Ahnung, als ob ihm wieder etwas schief gehen werde.

„Neh!“ macht er deshalb feutzend. „Neh!“ macht Hübchen unmittelbar darauf ebenso.

Schneberger sieht seinen Sohn ver- wundert an. „Bist Du auch ängstlich, Hübchen?“ fragt er theilnehmend.

„Nein, Vater.“ „Du hast doch aber gefeußt?“ „Ja, Vater.“

„Warum hast Du denn nun gefeußt, wenn Du nicht ängstlich bist?“ forscht Schneberger weiter.

„Mir ist so schlecht!“ röhnt Hübchen innerlich herder.

„Schlecht? Wobon?“ fragt der Ren- tier bringender.

„Von den Bonbons!“ röhnt Hübchen weinerlich herder.

„Von welchen Bonbons?“ „Na, von den Bonbons, die ich mir für den Thaler gekauft habe, welchen Du mir heute Morgen geschenkt hast, jammert der dicke Junge.“

Schneberger prallt ein paar Schritte zurück. „Du hast für einen ganzen Thaler Bonbons aufgeessen?“ fragt er erschrocken.

Hübchen nickt. Schneberger schlägt die Hände über dem Kopf zusammen.

„Junge, schreit er verzweifelt, wenn Du mich heute wieder blamirst, dann sollst Du einmal etwas erleben!“

Hübchen winkt ihm beruhigend mit der Hand. „Blasen werde ich schon,“ sagt er mürrisch, „bewegen brauchst Du keine Angst zu haben.“

„Aa gut,“ verzehrt der Rentier ruhiger, „ich verlasse mich darauf, daß Du mir heute Ehre machen wirst. Sei ein Mann und nimm Dich zusammen! Des bißchen Uebelkeit wird halb ver- geben.“

Ein Viertelstunde später sehen wir Schneberger im Konzertsaal sitzen. Er hat seinen Sohn in das bekannte Zim- mer zu den übrigen Gelehrten geschickt und ihm anempfohlen, eine Flasche Soda zu trinken.

Nach einer halben Stunde öffnet sich die Thür und der Direktor erscheint; ihm folgt, etwas bleich, Hübchen mit seiner Klarinette. Schneberger verzagt der Athem. Er bemerkt, daß sein Sohn sehr niedergeschlagen ausseh, und um ihm Rath zu machen, beginnt er un- willkürlich zu applaudiren.

„Et!“ macht das Publikum ärger- lich. Schneberger fährt erschrocken zusam- men. Er sieht ein, daß er eine große Dummheit begangen hat. Hübchen wird immer bleischer. Der Direktor löst nun am Klavier das Vorspiel ertönen und Hübchen, jetzt treibselig gewor- den, hebt den Schmel der Klarinette in den Mund. Es scheint ihm sehr schlecht zu Ruche zu sein.

Schneberger bemerkt das Alles mit wachsender Unruhe und erhebt sich vor Aufregung, um seinen Sohn besser beobachten zu können.

„Seken!“ tönt eine Stimme hinter ihm. Der Rentier achtet nicht darauf. Da verfährt er plötzlich ein Harten Auf und schiebt sich mit Behemung auf seinen Stuhl herabzusetzen. Seine Nachbarin hat ihm diesen Liebesdienst geleistet.

Jetzt blickt der Direktor Hübchen ansehend an. Dieser besteht den Wind und fängt an zu blasen. Ein paar Latte geht es. Auf einmal wird der dicke Junge unruhig. Er wird abwech- selnd roth und blaß. Sein Haar

fräut sich, und aus seinem Instru- mente ertönen jetzt Töne, so ängstlich, so gequält, daß das Publikum schau- dernd zusammenfährt. Jetzt vernimmt man einen überlauten Ton, der wie das Ausschlagen einer geängstigten Seele klingt, dann folgt noch einer der einem erkerbenden Seufzer gleicht, und nun steigt die Klarinette zur Erde, und Hübchen stürzt, beide Hände vor den Magen gepreßt, wie von Furien gepackt, aus dem Saale. Der Direktor sieht erst erschaut auf seinen Jüngling, dann stürzt er wüthend hinterdrein.

Schneberger weiß nicht, wie ihm ge- schieht. Er glaubt Anfangs, er träumte; dann umfaßt ihn eine wohl- thätige Ohnmacht. — Am anderen Tage steht eine Drochke vor Schnebergers Wohnung, auf welche zwei große Koffer aufgeladen werden. Etwas später treten Schneberger senior und junior, beide sehr vergnügt aus- sehend, aus dem Hause und setzen sich in eine Drochke.

Da tritt ein Bekannter zu ihnen. „Nun, Herr Schneberger,“ meinte er pfiffig lächelnd, „Sie wollen wohl eine kleine Erholungsreise antreten? Na, die ist Ihnen auch zu gönnen nach der gestrigen Affäre. Ja, mit Gewalt läßt sich so etwas nicht erzwingen. Ein musikalisches Genie ist eben nicht Jedermann!“

Schneberger sieht den Sprecher halb höhnisch, halb mittheilig an. „Am,“ sagt er dann, „da haben Sie Recht, mein Väter, ein musikalisches Genie ist nicht Jedermann, aber — mein Sohn ist eins! Jetzt weiß ich nämlich erst, woran ich mit ihm bin. Als ich ihn nach der gestrigen Affäre thätig durchprügelte, und er so laut und mächtig schrie, da wurde mir plög- lich sein eigentlicher Beruf klar: mein Sohn wird Sänger! — Wir reisen jetzt zu seiner Ausbildung nach Italien! Adieu, mein Väter! Rutscher, fahr zu!“

Der Bohnensack. Eine Episode aus dem indischen Krieg. Von Nathj Graham Weber.

Es war Sonnenaufgangzeit. Die gelbe Ebene dehnte sich gleich einer goldenen See von den weißen Lehmbän- den der Hacienda bis hin zu dem äußer- sten Rande des Horizontes, an welchem die ersten glührothen Strahlen der Sonne aufstiegen.

Die schwere Thür des Hauses kreischte, als sie sich langsam in ihren Angeln be- bewegte, und eine Anzahl wettergebräun- ter Männer trat aus ihr heraus. Sie stellten sich rechts und links vom Ein- gang auf.

Jeder dieser Männer war schwer be- waffnet. Im Gürtel steckten dreißig- stückige Dolche, schwere doppellöhrige Pisto- len, und jeder trug überdes noch einen Karabiner.

Jetzt trat noch eine Gestalt hinzu. Offenbar ein Führer der Truppe, denn sein weiter Sombrero trug eine dreifache silberne Säumer und sein Kopf an den Kermeln breite, verfeinerte silberne Ähren.

„Antonio!“ sagte er. „Kapitän!“ war die Antwort. „Es ist ein herrlicher Sonntag,“ sagte der Kapitän. „Ein Tag, wie geschä- ften, um glücklich zu werden. Geh, Antonio, bringe mir die Spanier her. Wieder salutäre Antonio, die Hand am Sombrero, dann drehte er sich auf seinen Haden um und verschwand in dem Hause. Einige Augenblicke vergin- gen und der Kapitän drehte sich eine neue Zigarrette.

Dann plötzlich wurde es im Hause laut; Schritte wie von einem Trupp Menschen wurden gehört; und eine Schaar von mit Blut bespritzten und zum Theil auch verunreinigten Männer mit auf dem Rücken gefesselten Händen trat heraus.

„Ja, er weis es. Und mit einem heisse- ren Schrei stürzt er mit einem Sprung sich auf einen der bewaffneten Männer, im selben Augenblick aber fällt er, von einem Kolbenhiebe getroffen, zu Boden.“

Der Kapitän lacht, dann giebt er Antonio einen Wink und er tritt hin und geschmettert dem Liegenden mit einem Schusse den Schädel.

Das wirkt. Keiner wird mehr das Unförmige wagen. Und der eine zieht weis, und zwei oder drei oder vier ziehen schwarz. Nun tritt auch Pablo hinan. Lob- tendlich ist er, aschfarben, wie er zieht. Langsam senkt er die Hand in den Saß, langsam zieht er sie wieder heraus und langsam öffnet er sie.

Dann lacht er schrill auf; er hat eine schwarze Bohne gezogen. Nun ist die Reihe am Alten. „Daf ich, wenn's weis ist, mit Jemandem tauschen?“

„Wie Du willst.“ Und der Alte wühlt lange und be- dächtlich. Dann zieht er die Hand aus dem Saße. „Da,“ sagt er und tritt auf Pablo zu, „geh da hinüber und laß sie hier,“ und er läßt eine weiße Bohne aus der Hand gleiten.

„Nein, nein!“ ruft Pablo da. Der Andere aber schiebt ihn sanft zu den Anderen hinüber, zu denen, die nicht dem Tode verfallen. „Ja habe kein Weis und kein Kind, so wie Du. Ich habe die heilige Jung- frau gebeten, mir für Dich die weiße Bohne zu schenken, und dann — ich habe ja auch genug schon gelebt.“

Pablo drückt dem Alten die Hand dann taumelt er wie ein Trunkener zu den Anderen hinüber. Dort steht er und schlägt die Hände vor das Gesicht in Verzweiflung. Und er sieht nicht, was um ihn ge- schieht, er hört nur plötzlich das Krachen von Schüssen.

„Nicht! nicht!“ schreit er auf und stürzt sich nach vorne. Der Kapitän aber dreht sich lachend die Zigarrette. „Dummkopf“, sag er, „sei froh, daß Du lebst.“

Vergängliche Schmuckfaden. Unter allen Schmuckgegenständen, denen wir einen hohen Werth beilegen, findet sich nur einer aus relativ sehr vergänglichem Stoffe: die echte Perle.

Kein anderes, wie es von Kleopatra gefascht sein soll, läßt sich die Perle freilich nicht; wirft man sie in Essig, so entsetzt nach 24 Stunden eine breite Masse, und wenn es auch leicht denkbar ist, daß Kleopatra's Königin diese Masse verschluckt habe, so hätte doch Antonio auf alle Fälle das interessanteste Schauspiel nicht genießen können. Aber die Perlen sind ziemlich weich, und schon durch die gegenseitige Reibung an einer Säumer werden sie mehr und mehr ver- legt. Sie bestehen aus gleicher Schicht wie die Muschelschale, nur mit dem Un- terschiede, daß bei ihnen die Perl- müttersticht außen und die Concholin- schicht innen liegt, während die In- nerschicht bei der Schale in der Mitte ruht. Die 53 großen Perlen, die man bei den Ausschachtungen des Bodens für die heilige Petruskirche in Rom in der bei diesem Anlaß freigelegten Grab- stätte der Tochter Stilichos fand, zer- fielen bei der ersten Berührung in Staub, während die gleichzeitig gefun- denen Edelsteine sich natürlich unver- ändert erhalten hatten. Wenn so man- cher Perlenschnur, dessen Werth auf ein schönes Vermögen geschätzt wird, auch ein ehrwürdiges Alter besitzt, so dankt er dieses nur dem seltenen Ge- brauch und der vorstichtigen Aufbewah- rung.

Tropische Klimate. Um den Europäern tropische Klimate erträglich zu machen, empfiehlt L. G. Peterfon die Einnahme des Blutes gesunder Eingeborener in den Körper des weißen Mannes, welches ihn dann den widerlichen tropischen Fiebern besser widerstehen läßt. Eine derartige Blutüberführung aus einem in den anderen Körper, wie sie in Central- Afrika sehr gebräuchlich ist, besteht darin, daß ein kleiner Schnitt in das rechte Handgelenk jedes der beiden Teilnehmer gemacht und dann das Blut des einen in den Körper des an- deren und umgekehrt durch Einfließen übertragen wird. Europäer sind dieser Art „Blutsbrüderchaft“ gewöhnlich aus dem Wege gegangen, so daß über deren physiologische Wirkung keine Erfahrungen vorliegen; nur Stanley soll die Operation circa fünfmal durchgemacht haben, was Trumbull zu der Erklärung veranlaßt hat, daß das Blut erster Fa- milien von Aequatorial- Afrika in Stanley's Adern ruht, wobei er glaubt, daß dieser Blutausaustausch nicht wenig zu dessen Ausdauer und Erfolgen im schwarzen Erdtheile beigetragen habe.

Zwei Viehdiebinnen. Michel (nach heiligem Streite): „Dir gund' ich noch das Haus über'm Kopf an!“ Hans: „Und wenn's bei Dir einmal brennt, loß ich!“

Hans: „Und wenn's bei Dir einmal brennt, loß ich!“

Hans: „Und wenn's bei Dir einmal brennt, loß ich!“

Hans: „Und wenn's bei Dir einmal brennt, loß ich!“

Hans: „Und wenn's bei Dir einmal brennt, loß ich!“

Hans: „Und wenn's bei Dir einmal brennt, loß ich!“

Hans: „Und wenn's bei Dir einmal brennt, loß ich!“

Das einer Gemeinderathssitzung in Geuz- jaten. Bäuerin: „Wo willst d'n hin, Gott- fried?“ Bauer: „In de Gemeinderathssitzung will ich.“

Bäuerin: „Sag' mal, Gottfried, was macht Ihr denn do?“ Bauer: „Na, was soll'n m' n machen? M' berolchen.“

Bäuerin: „Aber wie fangt'n das an?“ Bauer: „Wie m'r das anfang'n? — Da schau! Der Vorstand trägt uns de Sach' vor, und mir sagen „Ja“ oder „Ne“. Sag'n m'r „Ja“, so is de Sitzung aus und m' gehen in de Schänke. Sag'n m'r aber „Ne“, so seht's uns d'r Vorstand so lange ausinander, bis m'r'ich Alle verstehen und dann sag'n m'r's recht ooch „Ja“ und geh'n norr a bissel später in de Schänke.“

Im Zweifel. „Wie sind Sie denn mit Ihrer neuen Köchin zufrieden?“ „Welche meinen Sie; die neue, die ganz neue, oder die, welche diesen Mor- gen eingetreten ist?“

Gemedisch. Ein Sachse hielt durch fortgesetztes Winken mit dem Schirme einen Stun- denbühnen auf. „Ach, mein Gut- felder,“ meint der Sachse zum Zugführer, der in der Meinung, daß etwas passirt sei, den Zug halten ließ, „entschuldig- ten Sie nur, ich wollte Se bloß wissen, wie Späde es ist, mir is Sie nämlich meine Uhr schändlich gelieben.“

Veserung. „Trinkt Ihr Zimmerherr, der Stu- biosus, noch immer so fürchterlich?“ „Der hat sich bedeutend gebessert. Jetzt macht er zuweilen schon Versuche, allein das Schlüsselloch zu finden.“

Poh. Studiosus A.: „Süßel, Du bist ja da, als hättest Du Spinnen gefressen!“ Studiosus B.: „Ist auch nicht an- ders möglich! Denk! Dir nur! Schreib ich meinem Alten heim, er solle mir siebzig Mark zur Bezahlung meines Schneiders schicken, und was kommt: Die quittirte Schneiderrach- nung!... So'n Pech!“

Prompter Bescheid. Reicher Mann: „Weshalb bettelst Sie denn?“ Bettler: „Sie brauchen mir ja nur Ihre Tochter zur Frau zu geben, dann kann ich das Geschäft aufgeben.“

Der Schneideler. Straßenräuber (nachdem er eine Dame gänzlich ausgeraubt hat, ihr noch die Brillantkette aus dem Haar ziehend, so daß dieses auf die Schulter herab- fällt): „Sehen Sie, so kleidet Sie das Haar auch bedeutend besser!“

Praktisch. Junge Frau: „Sag mir aber mein Schatz, wo bleibt denn das verprochene Nadelgeld?“ Mann: „Geh' mir doch weg mit Deinem ewigen Nadelgeld. Weißt Du was, — ich lauf Dir lieber gleich die Nadeln!“

Ein Willi-Nachweis. „Meine Herren, daß der ehemalige Soldat Schulz nicht auf dem Wege zu seiner Braut, sondern sich anderswo be- funden haben sollte, erscheint ganz aus- geschlossen, denn wie die Zeugin, die Braut, selbst beschwört, lochte sie an dem betreffenden Abend für ihre Herrschaft Erbsen, Sauerkohl und Potelkreich, das Leibgericht des Angellagten.“

Selbsterkenntnis. Erster Gast: „Ich glaube wirklich, daß es viele Hunde giebt, die mehr Ver- stand haben, als ihre Herren!“ Zweiter Gast: „Ja, darin haben Sie freilich Recht! So ein Hund ist eben mein Hektor!“

Veggriffenheit. Geschäftstreibender (der hinausgewor- fen wird): „Aber erlauben Sie — was wollen Sie damit sagen?“

In der Verlegenheit. Gesundheitsmann (zum sechenden Hand- werksburschen): „Was haben Sie hier auf dem Bureau der Gasanstalt ge- macht?“ Handwerksbursche (led): „Um Arbeit angefragt!“

Gasbarm: „So, was sind Sie denn von Beruf?“ Handwerksbursche: „Ja... ich... Gasometer!“

Unter Studenten. Erster Student: „Donnerwetter, meine Uhr ist ja schon elf, was ist denn Deine Uhr?“ Zweiter Student: „Versegt.“

Vergänglichstes Compliment. Kellerser Fräulein (zu einem Herrn): „Ich kann nicht begreifen, wie manche Damen ihr Alter verheugen. Ich zum Beispiel würde jederzeit mein richtiges Alter angeben.“ Herr: „Aber bitte, Fräulein — man würde es Ihnen nie glauben!“

Was Seltenes. Fräulein: Herr Doktor, ich habe gestern Bier getrunken und habe sich- terlich Kopfschmerz!“ Doktor: „Das ist freilich etwas Un- gewöhnliches — ein weiblicher Rater!“